

SIMONE VAN DER VLUGT | Was sie nicht weiß

Das Buch

Bei den Ermittlungen im Mordfall David Hoogland tappt Polizeiobermeisterin Lois Elzinga zunächst im Dunkeln. Das Leben des ermordeten Grundschullehrers ist vollkommen unauffällig. Die Künstlerin Maaïke Schoolten, deren Ausstellungsprospekt bei der Leiche gefunden wurde, streitet ab, David gekannt zu haben. Und der Hinweis auf eine Fotografin namens Tamara führt ebenfalls ins Leere. Irgendetwas muss Lois übersehen haben. Sie ist nervös, private Probleme lenken sie ab. Ihre große Liebe ist gerade zerbrochen, und Fred, ihr langjähriger Partner bei der Polizei, geht demnächst in Pension. Doch Lois bleibt hartnäckig, und bald schon findet sie heraus, dass David Täter war, lange bevor er ein Opfer wurde. Was sie nicht weiß, ist, welch doppeltes Spiel Maaïke und Tamara mit ihr treiben ...

Die Autorin

Simone van der Vlugt, geboren 1966, schrieb zunächst sehr erfolgreich historische Jugendromane, bevor sie mit ihrem ersten Psychothriller *Klassentreffen* die internationalen Bestsellerlisten eroberte. Es folgten zahlreiche Romane, zuletzt *Dir wird nichts geschehen*, der zweite Krimi mit der sympathischen Ermittlerin Lois Elzinga. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Alkmaar in den Niederlanden.

SIMONE VAN DER VLUGT

Was sie nicht weiß

THRILLER

Aus dem Niederländischen von Eva Schweikart

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
Aan niemand vertellen bei Ambo/Anthos Uitgevers, Amsterdam.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 06/2015

Copyright © 2012 by Simone van der Vlugt

Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe

by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Anne Tente

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © shutterstock

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35839-3

www.diana-verlag.de

Der Mann steht auf dem Dach des Wohnblocks, gefährlich nah am Rand. Von unten ist er im Nebel des Dezembermorgens kaum zu sehen. Er hätte unbemerkt springen können, wäre er nicht einer Passantin aufgefallen, die zufällig hochschaute und sofort die Polizei alarmierte.

»Ich glaube, er ist nicht allein«, hatte die Frau gesagt. »Es sieht aus, als ob ein Kind neben ihm steht.«

Die Meldung an sich hätte schon gereicht, um den gesamten Polizeiapparat in Bewegung zu setzen, doch dass der Lebensmüde womöglich ein Kind bei sich hat, macht die Sache noch dringlicher.

Lois hört über Polizeifunk die Durchsage der Einsatzzentrale und wirft ihrem Kollegen Fred Klinkenberg auf dem Fahrersitz einen Blick zu: »Judith Leysterstraat, das ist doch ganz in der Nähe, oder?«

»Keine fünf Minuten von hier.«

Eigentlich sind für solche Einsätze die Streifenpolizisten zuständig. Da es jetzt aber auf jede Sekunde ankommt, reißt Fred das Steuer herum und gibt Vollgas.

»11.18, hier 89.22. Fred und ich sind nicht weit von der Judith Leysterstraat entfernt und schon auf dem Weg. Ist eventuell jemand näher dran?«

»89.22, nein. Fahrt hin und seht zu, dass ihr die Situation unter Kontrolle bekommt. Ich schicke einen Verhandler.«

»11.18, verstanden. Wir sind gleich da.«

Kurz darauf erreichen sie die Judith Leysterstraat, wo neben einem Einkaufszentrum ein zwölf Etagen hoher Wohnblock aufragt.

Lois späht durchs Seitenfenster empor, erkennt aber wegen des Nebels nichts. »Wer das gemeldet hat, muss Adлераugen haben«, sagt sie.

»Vielleicht steht er an der Rückseite.« Fred steuert den Parkplatz neben dem Gebäude an.

Das Auto steht noch nicht ganz, da steigt Lois bereits aus und rennt zur offenen Tür, wo ein glatzköpfiger Mann um die fünfzig wartet.

»Ich bin Jan Fossen, der Hausmeister«, stellt er sich vor. »Die Frau, die Sie benachrichtigt hat, hat mir Bescheid gesagt.«

»Waren Sie schon oben? Wissen Sie, ob da wirklich jemand steht? Es ist sogar von zwei Personen die Rede.« Lois drückt hektisch auf den Rufknopf am Aufzug und blickt sich nach Fred um, der gerade auf die Tür zueilt.

»Ja, ich hab nachgesehen. Die Dachluke ist aufgebrochen worden. Als ich rausgeguckt hab, waren da zwei Leute: ein Mann und ein Junge. Auf mein Rufen haben die nicht reagiert. Da bin ich wieder runter, um auf Sie zu warten.«

Die Lifttür öffnet sich, und sie steigen zu dritt ein. Die Enge in der Kabine verursacht Lois Beklemmungen; sie atmet mehrmals tief durch.

»Sprich du mit dem Mann«, sagt Fred auf dem Weg nach oben. »Du weißt ja, Reden ist nicht mein Ding. Und wir können nicht auf den Verhandler warten.«

»Kein Problem, ich mach so was ja täglich.« Lois verzieht das Gesicht, protestiert aber nicht weiter.

Mit seiner Erfahrung aus vierzig Dienstjahren ist Fred ein hervorragender Ermittler, aber Reden ist tatsächlich nicht sein größtes Talent. Vermutlich würde er sich dem Mann nervös hüstelnd nähern und keinen Anfang finden. Sie selbst weiß jetzt zwar auch noch nicht, was sie sagen soll, verlässt sich aber auf ihre Intuition.

»Wir sind da, von hier kommt man aufs Dach.« Nachdem der Hausmeister aus dem Aufzug gestiegen ist, deutet er nach oben auf die offene Luke. Neben der Ausziehleiter liegt ein Hammer am Boden – das Werkzeug, mit dem das Schloss weggeschlagen wurde.

»Dann mal los.« Fred setzt den Fuß auf die unterste Sprosse.

»Fahren Sie bitte wieder runter und warten Sie dort auf unsere Leute«, bittet Lois den Hausmeister.

Er nickt und geht nach einem Blick auf Fred, der jetzt die Leiter hinaufsteigt, zurück in den Lift.

Kaum hat ihr stämmiger Kollege sich durch die Öffnung gezwängt, klettert Lois hinterher.

Dann sieht sie den Mann und das Kind. Die beiden stehen am Rand des Dachs, zwei in Nebelschwaden gehüllte Silhouetten. Ihr erster Impuls ist, sofort loszulaufen, aber sie bleibt doch erst neben Fred stehen, der fröstelnd den Jackenkragen hochstellt.

»Geh hin, ich halt mich erst mal im Hintergrund«, flüstert er.

Sie nickt.

Der Nebel bietet auch Vorteile, er dämpft die Geräusche. Aber anscheinend hat der Mann doch etwas gehört, denn er blickt kurz über die Schulter.

Vorsichtig geht Lois auf ihn zu. Als sie in Hörweite ist, spricht sie ihn an: »Hallo. Bitte erschrecken Sie nicht. Ich bin von der Polizei. Bleiben Sie ruhig stehen, bewegen Sie sich nicht.«

Wieder blickt der Mann sich um.

»Keinen Schritt weiter!«, ruft er panisch. »Sonst springen wir!«

»In Ordnung, ich bleibe, wo ich bin. Ich möchte nur mit Ihnen reden.«

Der Größe nach dürfte der Junge acht, neun Jahre alt sein. Er hat sich bisher noch nicht umgesehen. Mit gesenktem Kopf steht er da und schwankt leicht, so als schliefe er halb. Der Vater – Lois geht zumindest davon aus, dass es sich um Vater und Sohn handelt – hält ihn an der Hand.

Fred hat sich den beiden im Schutz des Nebels von der Seite ein wenig genähert. Lois sucht seinen Blick und macht eine Kopfbewegung zu dem Kind hin.

Er nickt.

»Was ist geschehen? Sagen Sie mir doch bitte, weshalb Sie hier stehen!«, ruft sie dem Mann zu, der ihr jetzt den Rücken zukehrt.

Blödes Gerede, denkt sie, wo doch glasklar ist, was hier passiert. Aber es geht ja darum, den Kontakt herzustellen und den Mann so weit zu kriegen, dass er mit ihr spricht.

»Ich komme ein bisschen näher, dann redet es sich besser. Nicht zu nahe, versprochen.«

Keine Reaktion.

Lois macht ein paar Schritte nach vorn, zum Rand des Dachs hin. Beim Gedanken an die über dreißig Meter bis zum harten Asphalt wird ihr mulmig. Das Flachdach hat

kein Mäuerchen oder Geländer, das vor einem Fall schützen könnte.

Etwa drei Meter von dem Mann entfernt bleibt sie stehen, damit er sich nicht bedrängt fühlt.

Fred hat sich nicht mehr vom Fleck gerührt, stellt sie aus dem Augenwinkel fest, er beobachtet das Ganze aber weiter ganz genau.

»Was ist denn? Wollen Sie es mir sagen?«, fragt sie wieder.

Den Blick starr in die Tiefe gerichtet, scheint der verzweifelte Mann gar nicht registriert zu haben, dass sie näher gekommen ist. Nun aber sieht er sich um und erschrickt. Er macht eine abwehrende Geste, hält sie mit gestrecktem Arm auf Abstand.

»Wegbleiben, hab ich gesagt!«

»Ist ja schon gut. Wollen Sie mir nicht von Ihrem Problem erzählen? Bitte.«

»Das hat doch keinen Sinn. Mein Entschluss steht fest. So ist es für alle am besten.«

»Vielleicht«, sagt Lois. »Aber vielleicht auch nicht. Bestimmt gibt es Alternativen, eine Lösung, an die Sie noch gar nicht gedacht haben. Was für ein Problem haben Sie?«

»Das geht Sie einen Scheißdreck an!« Er wendet sich ab und schaut wieder nach unten.

Lois macht einen weiteren Schritt, bleibt aber sofort stehen, als er sie mit einem wütenden Seitenblick bedenkt.

Wann kommt endlich der Verhandler? Für solche Einsätze ist sie nicht ausgebildet und hat auch null Erfahrung damit. Aber wenn der Mann mitsamt dem Kind tatsächlich springt, wird sie sich ihr ganzes Leben lang vorwerfen, es nicht verhindert zu haben.

»Ist der Junge Ihr Sohn?«, fragt sie.

Es funktioniert: Der Mann löst den Blick vom Abgrund und betrachtet das Kind neben sich. Dann nickt er.

»Wie heißt er?«

»Sem.«

Ja, sehr gut!, denkt Lois, sieh ihn dir an, wie er zittert und schwankt, mach dir klar, was du dem Kleinen antust!

»Hübscher Name. Mein Neffe heißt auch so.«

Lois hat keinen Neffen, aber das kann der Mann ja nicht wissen. Sie merkt, dass ihre Stimme viel zu munter klingt, so als würde sie mit einem Nachbarn über den Gartenzaun hinweg plaudern. Egal, sie hat ihn zum Reden gebracht, und nur darauf kommt es an. Wenn sie jetzt die richtigen Worte findet, stehen die Chancen gut. Nur: Welches sind die richtigen Worte?

In ihrer Hilflosigkeit streckt sie die Hand nach dem Mann aus, als tröstliche Geste, nicht um ihn festzuhalten. Und so versteht er es auch. Er bleibt regungslos stehen und sieht sie schweigend an. Sein Gesichtsausdruck ist unendlich verzweifelt.

Lois ist versucht, weiter auf ihn zuzugehen, aber das wäre jetzt falsch. Die Situation unter Kontrolle bekommen, hat de Vries von der Einsatzzentrale gesagt, und auf den Verhandler warten.

Sie stellt sich auf die Zehenspitzen, um einen Blick nach unten zu wagen. Die Straße ist nicht zu sehen. Nebelschleier legen sich wie feuchte Tücher um die oberen Etagen und täuschen über die gähnende Tiefe hinweg. Mit Entsetzen wird ihr klar, dass ein Sprung unter diesen Umständen viel leichter fällt.

Vorsichtig schaut sie zu Fred hinüber, dem es gelungen

ist, sich unbemerkt dem Kind zu nähern. Rasch wendet sie sich wieder dem Mann zu.

Da ist etwas in seinen Augen, und mit einem Mal weiß sie, dass er es tun wird, jetzt gleich!

»Nicht!« Ihr Ruf hallt über das Dach und verliert sich im Nebel.

»Nicht springen!« Unwillkürlich macht sie ein paar Schritte auf ihn zu und ist nun so nah, dass sie ihn mit gestrecktem Arm berühren könnte.

Sekundenlang schauen sie einander an. Seine Züge sind von Kummer und Sorgen gezeichnet, an den Brauen und Wimpern hängen feine Wassertröpfchen.

»Sie haben versprochen wegzubleiben«, sagt er heiser.

»Tun Sie's nicht! Bitte! Ich helfe Ihnen! Was auch immer Ihr Problem ist, es gibt für alles eine Lösung!« Regelrecht flehend klingt ihre Stimme.

»Nein. Und das wissen Sie so gut wie ich: Für manche Probleme gibt es keine Lösung.«

»Sie haben einen Sohn! Wie alt ist er? Jedenfalls zu jung zum Sterben und schon gar nicht auf diese Art! Denken Sie doch an Sem!«

»Genau das tu ich. Deshalb ist er ja dabei. Ich hab ihm ein Schlafmittel gegeben, er wird kaum was mitbekommen.«

Der Mann fasst die Hand des Kindes fester und richtet den Blick nach unten.

»Wie heißen Sie überhaupt? Ich weiß nicht mal Ihren Namen ...«, stammelt Lois.

Er lächelt ihr flüchtig zu. »Ich heiße Richard.«

Dann springt er.

Lois wirft sich nach vorn, um ihn noch festzuhalten, greift aber ins Leere. Gleichzeitig bekommt Fred die Jacke des

Jungen zu fassen. Einen Moment lang sieht es so aus, als würden beide in die Tiefe stürzen, doch Fred schafft es, das Kind zurückzureißen, und schließt es fest in die Arme.

Wie betäubt steht Lois da. Sie weiß nicht, wie lange. Es ist ihr nicht gelungen, den Mann umzustimmen – dieser furchtbare Gedanke beherrscht sie so sehr, dass sie nicht aufhören kann zu zittern und am Rand des Dachs in die Knie geht. Erst als sie eine Hand auf der Schulter spürt und Stimmen hört, wird ihr bewusst, dass die anderen gekommen sind.

Wie durch einen Schleier nimmt sie wahr, dass Sem von ihrer Kollegin Claudien Harskamp weggeführt wird. Fred blickt den beiden nach, mit hängenden Schultern und die Arme schlaff am Körper baumelnd, so als wäre alle Kraft aus ihm gewichen.

2

»Dass ausgerechnet wir gerade da sein mussten! Auf der Polizeiakademie hat man uns alles Mögliche beigebracht, und bei den Einsätzen hab ich auch schon genug erlebt, aber so was ...«, sagt Lois. »Ich hab wirklich versucht, mit dem Mann zu reden, und trotzdem ist er gesprungen!« Niedergeschlagen fährt sie sich durch das halblange blonde Haar und stützt dann mit einem Seufzer den Ellbogen auf die Theke.

Sie sitzen in einer gemütlichen Kneipe am Alkmaarer Waagplein. Hier sind sie des Öfteren, wenn nach der Arbeit noch etwas zu besprechen ist.

»Kein Mensch wirft dir etwas vor. Du hast getan, was du konntest. Wir beide haben getan, was wir konnten. Der Mann war nun mal fest entschlossen.« Fred trinkt einen Schluck Bier.

»Du hast wenigstens den Jungen gerettet, aber ich? Der Mann ist gesprungen! Vor meinen Augen!«

»Nur weil du mit ihm gesprochen hast, bin ich an das Kind ran gekommen.« Fred berührt sie tröstend an der Schulter. »Und wenn wir nicht so schnell da gewesen wären, hätte es mit Sicherheit zwei Tote gegeben. So konnten wir wenigstens den Jungen retten.«

Lois schließt kurz die Augen. Was mag in einem Menschen vorgehen, denkt sie, der sich mit seinem Kind an der Hand aufs Dach eines Hochhauses stellt? Wie verzweifelt muss man sein, um darin den einzigen Ausweg zu sehen?

Inzwischen ist bekannt, dass der sechsunddreißigjährige Richard Veenstra hohe Schulden hatte. Er und seine Frau hatten vor drei Jahren ein Einfamilienhaus gekauft, waren wegen der Krise auf dem Immobilienmarkt ihre alte Wohnung aber nicht losgeworden. Die Schulden häuften sich an, und als dann auch noch Veenstras Frau an Krebs starb, verlor er jeden Lebensmut. Er hatte seinen Sohn mit einem Schlafmittel betäubt und ihm gesagt, sie würden zur Mama gehen.

Nun ist der Mann tot, und der achtjährige Junge hat innerhalb kurzer Zeit beide Eltern verloren. Wenigstens ist er bei Verwandten untergekommen, wie Lois von Claudien gehört hat.

Das war's dann, zurück zur Tagesordnung – Fred und sie sind derzeit mit einer Serie von Raubüberfällen in Alkmaar und Umgebung beschäftigt. Aber sie weiß schon jetzt, dass sie sich nur mit größter Mühe auf die Ermittlungsarbeit und die Dienstbesprechungen konzentrieren können. Es wird lange dauern, bis die entsetzlichen Bilder, die sich auf ihrer Netzhaut eingebrannt haben, verblassen. Nicht nur, wie der Mann sprang. Auch wie sie ihn dann unten in seinem Blut liegen sah, schrecklich zugerichtet. Und wie der Junge, der glücklicherweise das Ganze gar nicht richtig mitbekam, durch Freds beherztes Eingreifen gerettet wurde.

Im Laufe der Zeit – seit ein paar Jahren bei der Kriminalpolizei in Alkmaar, vorher nach der Ausbildung im Streifen dienst in Amsterdam – hat Lois so manches gesehen, aber noch nie hat ein Mensch sich buchstäblich vor ihren Augen

umgebracht. Das eine Mal, dass sie bisher schießen musste, hat niemanden das Leben gekostet. Sie hatte einen Einbrecher ins Bein geschossen, um ihn an der Flucht zu hindern.

Bei der Kriminalpolizei zu arbeiten war schon immer ihr Traum. Nach dem Abitur hat sie die Polizeiakademie in Amsterdam besucht und ihre Ausbildung zügig absolviert. Jetzt, mit einunddreißig Jahren, ist sie Polizeihauptmeisterin bei der Dienststelle Noord-Holland Noord und mit der Aufklärung von Kapitalverbrechen befasst. Bis auf wenige Ausnahmen ist Fred ihr fester Partner, und anfangs war er auch ihr Mentor. Er nahm sie ins Schlepptau und brachte ihr alles Nötige bei. Inzwischen sind sie so gut aufeinander eingespielt, dass sie sich mit einem Wort, einem Gesichtsausdruck oder einer Geste verständigen können.

Als Fred vor Kurzem sagte, er wolle vorzeitig in Rente gehen, war Lois schockiert gewesen. Sie hat sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnt, dass er mit seiner ruhigen, verlässlichen Art bald nicht mehr an ihrer Seite sein wird. Vor allem an Tagen wie heute wird ihr das schmerzlich bewusst.

»Hätte man dir bloß nicht dieses verflixte Angebot mit dem Vorruhestand gemacht«, sagt sie und greift nach ihrem Colaglas. »Immer hast du gesagt, du würdest dich dann totlangweilen, und jetzt hörst du auch noch früher auf als nötig. Ich rette dich nicht, wenn du demnächst zu Hause zwischen den Geranien eingehst, nur damit du's weißt!«

Fred grinst breit und wischt sich den Bierschaum vom Schnurrbart. »Keine Sorge, Nanda kennt sich mit Erster Hilfe aus und kümmert sich Tag und Nacht um mich.«

»Das ist es ja! Wenn du mich fragst, hast du das nach spätestens drei Monaten gründlich satt.«

»Ach was, wir bleiben doch nicht die ganze Zeit zu Hause. Wir wollen reisen. Nanda hat schon Prospekte von Wohnmobilen besorgt, wir brauchen uns bloß noch eins auszusuchen.«

»Sag jetzt bitte nicht, dass ihr in Benidorm überwintern wollt, sonst lass ich dich einweisen!«

»Was spricht gegen Benidorm?«

»Alles! Du kannst doch nicht ohne deinen Wintersport. Schlittschuhfahren, Langlaufen ...«

»Stimmt. Wenn wir von der spanischen Sonne genug haben, fahren wir einfach nach Österreich weiter. Wir sind ja frei – und fröhlich.« Fred lacht erst, wendet sich dann aber mit plötzlich ernster Miene an Lois: »Weißt du, darum geht es mir letztlich: um die Freiheit. Die Möglichkeit, längere Zeit unterwegs zu sein, ohne vorher zu buchen und ohne festzulegen, wann man wieder nach Hause kommt. Einfach der Nase nach und schauen, wohin es einen verschlägt. Kein Piepser, der einen von Geburtstagsfeiern oder vom Essen mit Freunden wegruft. Vor allem Nanda wird es guttun, und nachdem sie so viele Jahre zurückstecken musste, hat sie das auch verdient. Ich hab mich für den Vorruhestand entschieden, damit wir gemeinsam noch was vom Leben haben.«

Sekundenlang bleibt es still. Lois nimmt ihr Glas, um einen Schluck zu trinken.

»Ich verstehe dich ja«, sagt sie schließlich. »Und du hast auch vollkommen recht. Es ist nur so, dass du mir verdammt fehlen wirst. Wer weiß, mit wem ich dann zusammenarbeiten muss.«

»Mit einem blutigen Anfänger, so wie du früher. Einem, dem beim Schießen die Hand zittert, der am Tatort aus Versehen Spuren zertrampelt und nach dem Anblick der

ersten verwesenen Leiche tagelang von der Rolle ist.« Fred schmunzelt.

Lois versetzt ihm einen Rippenstoß. »So schlimm war ich aber nicht!«

»Noch viel schlimmer! Weißt du noch, als ich in Urlaub war und du allein losmusstest, weil jemand gemeldet hatte, unter einer Brücke liege eine Leiche? Den ganzen Laden hast du kirre gemacht, weil du geglaubt hast, jeder bis hin zum Bürgermeister müsse vorab darüber informiert werden.«

»Ja, ja, schon gut ...« Lois ist das Thema sichtlich unangenehm, doch Fred redet unbeirrt weiter.

»Ich wär zu gern dabei gewesen, als der Mann wieder zu sich kam. Er hat sich bestimmt zu Tode erschrocken über die Leute in den weißen Schutzanzügen.« Die Geschichte hat Fred damals prächtig amüsiert, und noch heute kann er sich darüber ausschütten.

»Hast du fürs Wochenende was Nettes vor?«, fragt sie, um ihn abzulenken.

»Nanda will Wohnmobile anschauen, also werden wir wohl den ganzen Samstag in irgendwelchen Showrooms verbringen. Und du?«

Lois zieht ein Gesicht. »Ich hab was richtig Lustiges vor. Guido wird fünfzig und feiert heute groß. Abendgarderobe erwünscht!«

»Und das heißt?«

»Dass ich mir ein neues Kleid kaufen musste. Und Stiletto.«

»Hast du so was denn nicht?«

»Kleid und Schuhe? Doch, vom letzten größeren Fest, aber bei den Schuhen ist das Leder an den Spitzen eingerissen, und auf dem Kleid ist ein Fettfleck, der nicht mehr

rausgeht. Deshalb musste ich was Neues kaufen. Vielleicht kann ich die Sachen ja zu Weihnachten wieder tragen, mal sehen ...«

»Musst du denn jedes Mal in einer anderen Kreation bei Schwester und Schwager aufkreuzen?«, fragt Fred.

»Eigentlich schon. Aber wie wär's, wenn ich sage, dass ich für die Weihnachtstage bei dir und Nanda eingeladen bin?«

»Wenn du den Radau unserer Enkelkinder erträgst, bist du herzlich willkommen. Obwohl ich finde, das kannst du deiner Schwester nicht antun.«

»Stimmt. An Weihnachten werde ich wohl oder übel wieder antanzen müssen. Nun aber erst mal die blöde Geburtstagsfeier, eins nach dem anderen.«

3

Draußen ist es nach wie vor neblig. Schon die ganze Woche war trübes Wetter, und jetzt im Winter wird es auch sehr früh dunkel. Wäre Sommer, könnte Lois noch eine Stunde draußen joggen. Das geht zwar auch im Dezember, aber der nasskalte Abend lädt nicht gerade dazu ein. Außerdem hat sie wegen der Geburtstagsfeier ohnehin keine Zeit.

Mit dem Jackenärmel wischt sie den Fahrradsattel trocken und nimmt einen Schal aus der Satteltasche. Vom Waagplein bis zu ihrer Wohnung ist es zwar nicht weit, aber sie will keine Erkältung riskieren. Eingemummelt in den Wollschal, fährt sie los.

Lois wohnt an der Baangracht, unweit der früheren Stadtmauer. Heute befindet sich dort eine schmale Grünanlage mit Spazierwegen entlang des Stadtgrabens.

»Dass die Mauer abgebrochen wurde, ist ein Jammer«, sagte ihr Vater oft, der als Geschichtslehrer gern über frühere Zeiten erzählte. »Sie hat unsere Vorfahren gegen die Spanier geschützt. Schon aus Achtung vor der Vergangenheit hätte man sie stehen lassen müssen.«

Lois erinnert sich noch gut an einen Wintertag, als sie fünf, sechs Jahre alt war und mit ihrem Vater am zugefrorenen

Stadtgraben stand. Er lief gern Schlittschuh und zog sie dann auf einem Schlitten hinter sich her.

»Gleich da drüben lag der Feind und wollte Alkmaar einnehmen«, sagte er und deutete ans andere Ufer. »Es waren spanische Truppen unter Don Fadrique de Toledo, Herzog Albas Sohn. Mit ein bisschen Fantasie kannst du es vor dir sehen.«

Mit den fremdländischen Namen konnte Lois wenig anfangen, und ihre Vorstellungskraft, was die Geschichte angeht, war noch nicht ausgebildet. Leicht verwirrt blickte sie vom Schlitten aus auf das verschneite Ufer.

»Bei der Bank waren sie also?«, fragte sie.

Ihr Vater schwieg kurz, dann lachte er und sagte: »Ja, genau da.«

Immer wenn Lois von ihrem Fenster zu der Stelle hinüberschaut, wo inzwischen längst keine Bank mehr steht, muss sie an ihren Vater denken.

Die drei Zimmer ihrer nicht besonders großen Wohnung sind auf zwei Stockwerke verteilt. Im Erdgeschoss befindet sich der Wohn- und Essbereich mit offener Küche, oben sind das Bad und zwei weitere Zimmer. Das eine ist ihr Schlafzimmer. Das andere, kleinere hat sie zum Fitnessraum umfunktioniert und mit Laufband und Hometrainer ausgestattet.

Mehr Platz brauchte sie nicht. Ihr war vor allem wichtig, nicht zu weit weg vom Büro zu wohnen. Und das ist ihr gelungen. Obwohl in der Innenstadt zu wohnen nie billig ist, reichten ihre Ersparnisse gerade noch, um die Wohnung nach ihrem Geschmack zu renovieren und zu möblieren.

Die Einrichtung ist klar und schnörkellos. Auf dem

schwarzen Holzfußboden des Wohnzimmers liegt ein hellgrauer Teppich, die Wände sind weiß getüncht, die Möbel ebenfalls weiß, bis auf die schwarze Arbeitsplatte im Küchenbereich. Dort war auch noch Platz für einen schmalen Bar-tisch, an dem sie morgens, meist in Eile, ihren Kaffee trinkt. Den Übergang zum Wohnraum bilden ein weißer Esstisch und vier Stühle mit schwarz-weiß gestreiften Bezügen.

Eine Zeit lang hat ihre Schwester Tessa versucht, der Wohnung mit Dekogegenständen etwas mehr Farbe zu verleihen. Die gut gemeinten Mitbringsel, meist in diversen Rosatönen, hat Lois stets umgehend an Bekannte weiter-verschenkt, und inzwischen hat Tessa wohl aufgegeben, da sie bei Besuchen entweder gar nichts oder etwas in Lois' bevorzugten Farbtönen mitbringt.

Schwarz und weiß mochte auch Brian am liebsten. Die Wohnung, in der sie fünf Jahre lang zusammenlebten, war nicht wesentlich anders eingerichtet als diese Maisonnette, in die sie nach der Trennung gezogen ist. Vielleicht hat sie den nüchternen Stil beibehalten, damit Brian, sollte er zu-rückkommen, übergangslos wieder seinen Platz in ihrem Le-ben einnehmen könnte. Er fehlt ihr sehr, und sie weiß, dass das auch umgekehrt gilt, denn obwohl er wieder in Amerika lebt, haben sie weiterhin Kontakt. Zunächst über Skype und Mail, in letzter Zeit hauptsächlich über Facebook. Ein dürf-tiger Ersatz für das, was früher zwischen ihnen war.

Im Grunde war ihr von Anfang an klar gewesen, dass es einmal Probleme geben würde. Dass entweder sie oder er alles würde zurücklassen müssen, alles, was einem von ihnen von Kindesbeinen an vertraut war. Naiverweise war sie in ihrer Verliebtheit davon ausgegangen, dass Brian hierbleiben würde, dabei hatte er immer wieder betont, es sei nur für ein

paar Jahre. Aber sie waren so unglaublich verliebt ineinander. Lois war der festen Überzeugung gewesen, dass nichts sie trennen könnte.

Irgendwann tauchten dann jedoch die ersten Schwierigkeiten auf. Verstimmungen und kleine Streitereien. Brian vermisste seine Eltern und die zahlreiche Verwandtschaft, während Lois sich damit herumschlug, dass sie – außer Tessa – gar keine Familie hat. Dass sie darunter leidet, hatte sie ihm bewusst verschwiegen, aber vermutlich hatte er gemerkt, wie sehr es sie belastet.

Vor einiger Zeit war Brian von seinem Arbeitgeber in die USA zurückbeordert worden. Lois war nicht bereit gewesen, alles aufzugeben und ihn zu begleiten, und er wiederum wollte nicht ihretwegen bleiben. Anscheinend war die Liebe doch nicht so stark, wie sie dachte.

Trotz der Trennung setzt sie sich jeden Abend nach der Arbeit als Erstes an ihren Computer und scannt auf Facebook die neuen Meldungen. Wenn Brian etwas geschrieben hat, kommentiert sie das hin und wieder oder klickt auf »gefällt mir«. Jedes gepostete Foto nimmt sie so akribisch unter die Lupe, als gälte es, ein Verbrechen aufzuklären, und immer hat sie Angst, einen Hinweis auf eine neue Liebe zu entdecken. Ob Brian ihre Fotos ebenso genau betrachtet? Befürchtet er auch, sie könnte wieder einen Freund haben, wenn sie beispielsweise einen netten Abend in der Kneipe erwähnt, oder weiß er wohl, dass sie lediglich mit ihren Kollegen zusammengesessen hat?

Lois zieht das Gummi aus ihrem Haar und schüttelt es, während sie die Meldungen des Tages überfliegt. Da – ein Text von Brian, in dem von einem nahenden Sturm die Rede ist. Sonst nichts.

Eine Weile betrachtet sie sein Profildfoto, wie schon so oft. Nach wie vor wirken das gebräunte Gesicht und der dunkle Haarschopf elektrisierend auf sie, mehr als ihr lieb ist.

Das schwarze Kleid ist ziemlich kurz und hat einen Spitzensaum. Weil der Ausschnitt für Lois' Geschmack zu tief ist, hat sie ein Top daruntergezogen. Dazu trägt sie Schuhe mit so hohen Absätzen, dass man allenfalls kurze Strecken damit gehen kann und auch nicht lange stehen, will man sich die Gelenke nicht ruinieren.

Nach einem schnellen Imbiss und einer Viertelstunde Schminken vor dem Spiegel steigt sie in ihr Auto und schlägt den Weg ins nur wenige Kilometer entfernte Bergen ein.

Bergen ist seit jeher ein teures Pflaster, besonders an der Eeuwigelaan, wo die oberen Zehntausend wohnen. Die Straße ist mit alten Bäumen gesäumt, von denen sich etliche gefährlich neigen. Zu beiden Seiten stehen stattliche Villen, manche in traditioneller Bauweise mit Reetdach, andere hypermodern. Einige der parkähnlichen Grundstücke sind so weitläufig, dass die Häuser von der Straße aus kaum zu sehen sind, und so gut wie alle sind mit hohen Zäunen abgeschottet.

Das Tor zum Anwesen von Lois' Schwager ist weit offen. Rechts und links davon stehen zwei bullige Männer, die die Gäste einweisen und auf einer Liste abhaken.

Lois lässt das Seitenfenster herab, nennt ihren Namen und wird durchgewunken.

Unter den Autoreifen knirscht der Kies. Einen Moment lang ist sie versucht, auf der sorgfältig geharkten Zufahrt Vollgas zu geben, damit die Steinchen aufspritzen.

Kaum zu glauben, dass ihre Schwester die prachtvolle

Villa bewohnt, vor der Lois nun anhält. Der Kontrast zu ihrem eher bescheidenen Elternhaus ist so groß, dass sie sich noch immer nicht daran gewöhnen kann. Vielleicht wäre es anders, wenn ihr Schwager nicht adlig und Tessa die Alte geblieben wäre und wie früher spontan durchs Zimmer tanzte oder sich über irgendeinen dummen Witz kaputt-lachte. Aber sie hat sich nach ihrer Heirat dem neuen Status angepasst und trägt jetzt beispielsweise Kleider, über die sie sich früher gemeinsam lustig gemacht haben. Seit Neuestem zieht Tessa sich sogar um, bevor sie ihren Hund ausführt: Die teure Markenhose pimpt sie dann mit edlen Lackstiefeln und einem Kaschmirponcho auf, den sie – wie die anderen Frauen der Gegend – lässig über den Designerblazer drapiert. Jeans hat sie nach wie vor im Kleiderschrank, doch die stammen nun aus Geschäften, die sie und Lois früher nach einem Blick auf die Preisschilder fluchtartig verlassen haben.

Zu allem Überfluss hat Tessa auch noch versucht, Lois in den Sprachgebrauch des Adels einzuweihen, der ihr immer noch undurchschaubar scheint. Wenn einem Baron das Essen schmeckt, sagt er nicht, es sei »lecker«, sondern »köstlich« oder »sehr gut«, und »das mag ich nicht« ist ein absolutes No-Go.

Wer glaubt, vornehm zu reden reicht, läuft große Gefahr, gleich ins nächste Fettnäpfchen zu treten, denn den Abschluss eines Menüs bildet nicht das Dessert, sondern schlicht der Nachtisch, und man geht nicht etwa auf die Toilette, sondern aufs Klo.

Der Etikette zufolge gilt es als unhöflich, andere auf sprachliche Ausrutscher hinzuweisen, sie werden geflissentlich ignoriert. Als Lois Guido vor einiger Zeit einmal nach

den Dos und Don'ts des adeligen Soziolekts gefragt hat, bekam sie eine so lange Aufzählung von Wörtern und Wendungen zu hören, dass sie beschloss, es gar nicht erst zu versuchen.

Tessa hingegen hat den hochherrschaftlichen Sprachgebrauch weitgehend übernommen, ob aus eigenem Antrieb oder weil Guido ihr das nahegelegt hat, ist Lois nicht so recht klar.

Jedenfalls haben die Schwestern sich immer weniger zu sagen. Tessa ist zwar immer noch nett und herzlich, aber sie lebt in einer anderen Welt, einer Welt, in der man Kurztrips nach Bali macht, wo man in Fünfsternehotels logiert, um mal eben auszuspannen, oder sich darüber aufregt, dass der Swimmingpool im Garten schon wieder undicht ist.

Wenn Lois bei ihr und Guido eingeladen ist, tut sie zwar interessiert, aber wirklich mitreden kann sie bei solchen Dingen nicht. Ihre Welt sieht völlig anders aus. Sie ist täglich mit Verbrechen konfrontiert. Und wenn sie nachts mal nicht schlafen kann, dann wegen eines Mordopfers, das sein Leben noch vor sich hatte, oder wegen eines Juweliers, der sein Geschäft aufgegeben hat, nachdem er innerhalb kurzer Zeit zwei Mal überfallen und mit der Pistole bedroht wurde.

Die Schiebetür aus Glas mit Facettenschliff ist offen, sodass der Living, wie Guido van Sevenhuysen das Wohnzimmer nennt, und der großzügige Eingangsbereich nun einen ballsaalgroßen Raum bilden.

Guido hat seinen Pullover zwar lässig über die Schultern gehängt, dennoch ähnelt er einem Herrscher, der die Schar der Gratulanten an sich vorbeidefilieren lässt. Neben ihm steht Tessa, zierlich und blond, in einem eleganten roten Kleid, das zweifellos ein Vermögen gekostet hat. Eigentlich hat Lois keine Lust, sich anzustellen, aber was bleibt ihr übrig? Zum Glück bemerkt Tessa sie und winkt sie nach vorn.

Schnell geht Lois an den anderen vorbei und umarmt ihre Schwester zur Begrüßung.

»Fantastisch, wie hier alles hergerichtet ist«, sagt sie. »Es wird bestimmt ein großartiges Fest.«

»Ja, nicht wahr? Der Eventmanager hat sich alle Mühe gegeben, aber ich war natürlich auch nicht untätig.«

Guido wendet sich zwischen zwei Gästen seiner Schwägerin zu.

»Lois! Wie schön, dass du gekommen bist!« Er beugt sich zum üblichen Wangenkuss vor.

»Alles Gute zum Geburtstag, Guido. Ich habe hier etwas für dich.« Sie hält ihm ein Päckchen hin.

»Sei so nett und leg es auf den Geschenketisch. Zum Auspacken komme ich erst später. Ein Trubel ist das hier! Ich wusste gar nicht, dass ich so viele Freunde habe.« Guido lacht. »Alles in Ordnung bei dir, meine Liebe? Das Kleid steht dir übrigens hervorragend. Ist doch mal was anderes als immer diese öde Polizeiuniform, oder?«

»Ich trage keine Uniform«, sagt Lois. »Ich bin bei der Kripo.«

»Ach ja, stimmt. Und wie läuft es so? Habt ihr schon wieder einen Mörder gefangen?« Er späht bereits über ihre Schulter zu den Wartenden.

»Heute ausnahmsweise nicht. Ich leg dann mal das Päckchen ab.« Sie lächelt Guido und ihrer Schwester zu und geht weiter.

An der Wand steht unter einem großformatigen Gemälde von Guido mit seiner ersten Frau und den damals noch kleinen Kindern ein Tisch, auf dem sich edel verpackte Geschenke häufen. Lois legt ihres, das sich nun recht bescheiden ausnimmt, dazu.

Sie sieht sich um, entdeckt aber niemanden, den sie – wenn auch nur flüchtig – kennt. In den vier Jahren, die Tessa jetzt mit Guido zusammen ist, konnte Lois aus beruflichen Gründen zu etlichen Feiern nicht kommen, sodass sie die meisten Verwandten und Bekannten des Schwagers nicht kennt. Und sie wüsste auch gar nicht, mit wem sie sich hier gut unterhalten könnte. Die Frauen tragen allesamt Designerkleider, am Arm Taschen von Luis Vuitton oder Hermès, und sie stöckeln auf Absätzen, die Lois' zehn Zentimeter weit in den Schatten stellen. Die Männer haben

Bundfaltenhosen an, dazu Pullunder über tadellos gebügelten Hemden.

Ein Kellner mit einem Tablett voller Champagnergläser nähert sich.

»Haben Sie auch Orangensaft?«, fragt Lois.

»Leider nicht«, kommt es bedauernd.

Nachdem Lois ihm mit einer Geste zu verstehen gegeben hat, das mache nichts aus, geht er weiter.

Ein wenig verloren blickt sie sich um.

»Ganz schön viel los hier«, sagt jemand neben ihr.

Sie blickt zur Seite und dann nach oben, bis sie einem hochgewachsenen Mann ins Gesicht schaut. Er nippt an seinem Champagner. Sein Hemd mit Blümchenmuster fällt etwas aus dem Rahmen, ebenso der blonde Wuschelkopf unter den sorgfältig nach hinten gekämmten längeren Haaren der anderen.

»Das kann man wohl sagen. Sind Sie mit Guido verwandt?«

»Ein Cousin.« Er streckt die Hand aus. »Onno van Zuylen tot Velthoven.«

Lois reicht ihm die Hand. Kurz ist sie versucht, sich als Gräfin Koks von der Gasanstalt vorzustellen, wie sie das bei Fred manchmal spaßeshalber macht, nennt dann aber ihren richtigen Namen.

»Elzinga?«, sagt er. »Also müssen Sie Tessas Schwester sein.«

»Bin ich.«

»Und warum stehen Sie dann mutterseelenallein hier herum, Lois, und auch noch ohne Getränk?«

»Weil ich so gut wie keinen kenne und außerdem Bereitschaft habe.«

Onno mustert sie mit hochgezogenen Brauen: »Bereitschaft?«

»Ich arbeite bei der Polizei.«

»Das heißt, Sie können jeden Moment wegen eines Falschparkers oder einer Kneipenschlägerei weggerufen werden?«

»Ich bin bei der Mordkommission.«

Völlig perplex sieht er sie an. »Na so was!« Er trinkt einen Schluck. »So jemanden hatte ich mir ganz anders vorgestellt.«

»Darf ich raten? Mit Bürstenschnitt und Damenbart?«

»Das nun auch wieder nicht, aber Sie wirken sehr mädchenhaft und sind auch nicht sonderlich groß.«

Lois zwingt sich zu einem höflichen Lächeln und wirft Tessa, die gerade vorbeigeht, einen Hilfe suchenden Blick zu.

»Unterhaltet ihr euch gut?«, fragt diese. »Ein wunderbares Fest, nicht wahr? Ich glaube, es sind tatsächlich alle Eingeladenen gekommen.«

»Alle achthundert?«

»Na hör mal, so viele würden doch gar nicht hier reinpassen! Nein, wir haben uns auf zweihundert beschränkt.«

»Sehr vernünftig«, sagt Lois. »Man sollte nicht übertreiben. Du hast übrigens ein tolles Kleid an, ist das neu?«

Als hätte Lois eine Zauberformel ausgesprochen, dreht Tessa sich mehrmals um die eigene Achse und lässt ihr Kleid um die Beine schwingen.

»Von Monique Collignon. Bildschön, nicht wahr?«

Vor einiger Zeit noch hätte Lois vermutet, Monique Collignon sei eine Freundin von Tessa und habe ihr das Kleid geliehen, inzwischen aber weiß sie, dass es sich um eine berühmte Modedesignerin handelt.

»Du siehst aber auch super aus, Lois. Trag doch öfter mal Kleider, darin kommt deine Figur viel besser zur Geltung. Wo hast du es gekauft?«

»Bei Zara. Ich hab eine Ewigkeit gesucht.«

»Steht dir wirklich gut«, sagt Tessa. »Ich leihe dir aber auch gern mal was, wenn du willst. Mein Schrank quillt über von Modellkleidern. Man kann die Sachen ja nicht zwei Mal tragen und braucht immer wieder was Neues.«

»Du hast vollkommen recht«, sagt Lois. »Zwei Mal tragen geht auf keinen Fall.«

»Wir Männer haben es da einfacher«, meint Onno. »Ein neues Hemd, ein neuer Schlips, und damit hat sich's.«

Er streckt die Hand aus, um sich noch ein Glas Champagner vom Tablett des Kellners zu nehmen. Dabei wird seine Armbanduhr sichtbar: eine Rolex Oyster, die mehrere Tausend Euro gekostet haben dürfte. Lois kennt solche Uhren als beliebte Beute bei Überfällen auf Juweliergeschäfte, und auf der Straße ist schon manchem deswegen der Schädel eingeschlagen worden.

Sie blickt auf ihre eigene schlichte Uhr von Esprit und seufzt unhörbar. Erst eine Viertelstunde ist vergangen, und schon hat sie die Nase voll.

Und es wird auch nicht besser, obwohl Tessa sich ihrer annimmt und sie verschiedenen Leuten vorstellt. Die Gespräche sind alle gleich und stocken, sobald sich herausstellt, dass sie keine Immobilien in Dubai besitzt und noch nicht einmal mit einem Feriendomizil in der Toskana aufwarten kann.

Mitten in solch einer mühseligen Unterhaltung klingelt Lois' Handy. Sie greift danach wie nach einem Rettungsanker und meldet sich, ohne sich auch nur bei ihrer Gesprächspartnerin zu entschuldigen.

»Lois, hier spricht Ramon. In Daalmeer wurde ein Toter gefunden. Sehr wahrscheinlich Mord. Kannst du so schnell wie möglich kommen?«

»Ich fahr gleich los«, sagt Lois, das Telefon am einen Ohr und die Hand über das andere gelegt, um den Partylärm auszublenden.

»Die Leiche liegt am Ufer des Oudie, das ist der See bei den Sportanlagen.«

»Kenne ich, bis gleich.« Sie beendet das Gespräch und steckt das Telefon in die Handtasche, froh, dass sie gehen kann, auch wenn der Anlass nicht unbedingt ein Mord hätte sein müssen.

Sie hält nach ihrer Schwester Ausschau und findet sie schließlich im Getümmel.

»Tessa, tut mir leid, mein Chef hat angerufen. Ich muss weg.«

»Das darf nicht wahr sein! Ausgerechnet heute Abend! Kann der nicht jemand anderen holen?«

»Nein, ich habe Bereitschaft. Und ich muss sofort los. Entschuldigt du mich bitte bei Guido?«

Ohne die Antwort abzuwarten, dreht Lois sich um. Sie eilt in den Eingangsbereich zur Garderobe, einem mehrere Meter langen Ständer voller Jacken und Mäntel. Sie gibt der für diesen Abend angeheuertten Garderobefrau ihren Abholzettel und wartet ungeduldig, dass diese zwischen all dem Leder und Pelz ihren einfachen schwarzen Trenchcoat findet.

»Sie gehen doch nicht etwa schon?« Onno ist ihr gefolgt und sieht sie nun enttäuscht an.

»Ich muss leider«, sagt sie. »Die Arbeit ruft.«

»Was ist passiert?«



Simone van der Vlugt

Was sie nicht weiß

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35839-3

Diana

Erscheinungstermin: Mai 2015

An einem Seeufer bei Alkmaar wird die grausam zugerichtete Leiche eines jungen Mannes gefunden. Davids Tod: ein Racheakt. Welches Detail ihrer gemeinsamen Jugend mit dem Opfer will die Malerin Maaike um jeden Preis verheimlichen? Ein Hinweis führt zu einer gewissen Tamara. Von einer Frau dieses Namens aber fehlt jede Spur – und dennoch ist sie immer da ...